

Heiko Christians (Potsdam)

**„In der Verzifferung sind die Amerikaner von jeher unsere Schrittmacher.“ -  
Zur rhetorischen Struktur der Kulturkritik Ernst Jüngers**

*Der Magister, wie Jünger den Freund Hugo Fischer in Anspielung auf dessen Hang zum Dozieren und Spintisieren nennt, erweist sich als genialer Zitatensammler, der seine Wohnung in einen riesigen Zettelkasten verwandelt hat.*

Heimo Schwilk, *Ernst Jünger. Ein Jahrhundertleben* (2007)

*Wir schreiten auf einer Brücke von Konventionen über den Abgrund der Historie.*

Ernst Jünger, *Am Sarazenturm* (1955)

I.

Das meinem Text als Titel vorangestellte Zitat „In der Verzifferung sind die Amerikaner von jeher unsere Schrittmacher“ stammt aus Ernst Jüngers Buch „Autor und Autorschaft“ von 1984.<sup>1</sup> Es sollte hier ursprünglich erhalten, um noch einmal bestimmte, auf die USA gemünzte Formeln der Kulturkritik beim „späten Jünger“ zu untersuchen.

Es wäre naheliegend, so dachte ich zunächst, Jüngers Stellung als „Solitär“ in oder gegenüber der Bundesrepublik Deutschland inhaltlich zu begründen, indem man spezifische Teile seiner Modernitätskritik nach 1949 auf sie als eine moderne und westliche Staatsneugründung bezieht - vielleicht nach dem schönen Motto und dem Buchtitel Michael Rutschkys „Wie wir alle Amerikaner wurden“.<sup>2</sup>

Die Kritik der fortschreitenden „Verzifferung“, die Jünger erneut anlässlich der bisher letzten Volkszählung 1987 in den Tagebüchern äußerte (diese Volkszählung war seit 1981 gegen erheblichen Widerstand in Vorbereitung), diese Kritik der „fortschreitenden Verzifferung“ könnte man als einen solchen Inhalt seiner den modernen Verhältnissen angepassten Kulturkritik auffassen.<sup>3</sup> Die für Jünger zu beobachtende „Verzifferung“ entspräche dann – zusammen gelesen mit dem 1984er Titelzitat – auf diffuse Weise dem gesteigerten nordamerikanischen Einfluß auf die Bundesrepublik Deutschland seit ihrer Gründung.

---

<sup>1</sup> Die Buchausgabe von 1984 ist eine erweiterte Fassung der gleichnamigen Veröffentlichung im Bd.13 der „Sämtlichen Werke“ von 1981. Sie ist auch Textgrundlage für die nochmalige Veröffentlichung im Bd. 19, dem ersten Supplementband, der gleichen Ausgabe der „Sämtlichen Werke“. [Ernst Jünger, *Autor und Autorschaft* (1984), in: Ders., *Sämtl. Werke* Bd. 19, Stuttgart (1999), S.9 - 266, hier: S.207].

<sup>2</sup> Michael Rutschky, *Wie wir alle Amerikaner wurden. Eine deutsche Entwicklungsgeschichte*, Berlin (2004).

<sup>3</sup> Vgl. Ernst Jünger, *Siebzig verweht IV* (1986 – 1990), Stuttgart (1995), S.159 – 161.

Man kommt dabei allerdings nicht um die Einsicht herum, dass diese Kritik an der ‚Verzifferung‘ schon im ‚Arbeiter‘ von 1932 sehr präsent ist – und zwar zumeist ohne die Nordamerikaner, aber dafür mit Volkszählung.<sup>4</sup> Hinzu kommt, dass unzählige Intellektuelle der Weimarer Republik, und damit auch Teile der so genannten ‚Konservativen Revolution‘, schon den Kriegseintritt der USA in den Ersten Weltkrieg – 1917 - für den Anbruch eines ‚amerikanischen Zeitalters‘ hielten.<sup>5</sup>

Bei nochmaligem Lesen der Stelle fiel mir dann auf, dass sich die Passage zur angeführten ‚Verzifferung‘ in Jüngers Werk ‚Autor und Autorschaft‘ äußerst kunstvoll mit Einträgen und Reflexionen zum sogenannten ‚Gemeinplatz‘ abwechselte. Ernst Jünger setzt hier z. B. das „deprimierende Gefühl, daß man genau in die Statistik fällt“<sup>6</sup>, mit Léon Bloy's Einsicht gleich, daß „die Sprache des Bürgertums auf eine sehr kleine Anzahl von Formeln beschränkt ist.“<sup>7</sup>

Das machte mich stutzig und ließ mich schließlich absehen von meinem ursprünglichen Vorhaben, hier über *Inhalte* der Kulturkritik zu nachzudenken, um nun ihre *Form* und *formale Genese* in Jüngers Werk zu thematisieren. Dabei leitete mich die Idee, den ‚Gemeinplatz‘ nicht nur als sich wiederholende Rede, sondern auch als Muster ihrer Verfertigung zu betrachten.

Hierbei handelt es sich im übrigen um eine Idee, die Jünger selbst nahe legt: Dem von mir schon zitierten Hinweis auf Léon Bloy in ‚Autor und Autorschaft‘ geht folgende Passage unmittelbar voraus: „Ein Text wird nicht durch Wörter gebildet, sondern auch durch Versatzteile: Gängige Phrasen, auf denen die Sprache fortläuft wie auf einem Gleis.“<sup>8</sup> Der folgende Absatz beginnt dann mit der Bemerkung, dass, „wo die Gemeinplätze überhandnehmen, es zu einer Identitätserschleichung kommt“.<sup>9</sup>

Vielleicht kann man die Autorposition Jüngers als ‚einzeln stehende‘ oder ‚einzeln lebende‘ – je nachdem, ob man für den ‚Solitär‘ die Architektur oder die Zoologie bemüht -, sogar viel besser aus dem Fertigungsmuster der Topoi als aus ihren Inhalten ableiten. Die Entstehung des Musters geht aber unter Umständen mit den Vorbereitungen zur Repub-

<sup>4</sup> Vgl. etwa Ernst Jünger, *Der Arbeiter. Herrschaft und Gestalt*, 3. Auflage, Hamburg (1932), S.140: „Im besonderen tritt das Bestreben, jedem Verhältnis einen ziffernmäßigen Ausdruck zu geben, in der Statistik hervor. Hier erscheint die Ziffer in der Rolle des Begriffes, der von beliebigen Gesichtspunkten aus ein und denselben Bestand vielfältig durchdringt. Es hat sich aus diesem Bestreben eine Art der logischen Argumentation entwickelt, bei der der Ziffer Beweiskraft zugestanden wird. Wichtiger ist, dass die Methodik, in der der Einzelne beleuchtet wird, sich nicht darauf beschränkt, ihn als Teil einer Summe zu sehen, sondern dass sie sich bemüht, ihn in eine Totalität von Erscheinungen einzubeziehen. Dies wird vielleicht klar an dem Unterschiede, der zwischen einer Volks- oder Stimmzettelzählung einerseits und den Punktergebnissen einer psychotechnischen Prüfung oder einer technischen Leistungstabelle andererseits besteht. Zu streifen ist auch noch der Rekord als die ziffernmäßige Wertung menschlicher oder technischer Leistungen. Er ist das Symbol eines Willens zur ununterbrochenen Bestandaufnahme der potentiellen Energie.“

<sup>5</sup> Ausführlich entwickelt diesen Gedanken z. B. Eugen Rosenstock in seinem Buch ‚Die europäischen Revolutionen‘ [Jena (1931), S.524ff.].

<sup>6</sup> Ernst Jünger, *Autor und Autorschaft* (1984), in: Ders., *Sämtl. Werke* Bd. 19, Stuttgart (1999), S.9 - 266, hier: S.207.

<sup>7</sup> Ernst Jünger, *Autor und Autorschaft* (1984), in: Ders., *Sämtl. Werke* Bd. 19, Stuttgart (1999), S.9 - 266, hier: S.185. Der von Jünger intensiv rezipierte Autor Léon Bloy schrieb 1902 eine ‚Auslegung der Gemeinplätze‘.

<sup>8</sup> Ernst Jünger, *Autor und Autorschaft* (1984), in: Ders., *Sämtl. Werke* Bd. 19, Stuttgart (1999), S.9 - 266, hier: S.185.

<sup>9</sup> Ernst Jünger, *Autor und Autorschaft* (1984), in: Ders., *Sämtl. Werke* Bd. 19, Stuttgart (1999), S.9 - 266, hier: S.185.

likgründung einher: Ich habe deshalb diese Entstehung eigenmächtig auf den Zeitraum zwischen 1943 und 1949 datiert.

## II.

Im Falle Ernst Jüngers hat man es mit einem Autor zu tun, der nicht müde wurde, seine Existenz als Leser über seine *vita activa* zu stellen. Obwohl dieses Leben zwei aktive Weltkriegsteilnahmen, zahlreiche Verwundungen, unzählige Reisen und einiges mehr zu verzeichnen hatte, wurde die Essenz dieses langen und aufregenden Lebens vom Autor selbst in der Regel so zusammengefaßt:

„Verehrte Gäste, liebe Freunde, die Sie hier zu meinem Hundertsten versammelt sind. Wenn ich auf mein Leben zurückblicke, so scheint mir, daß ich es als Leser verbracht habe. Das mag verwunderlich klingen – doch habe ich von Werken und Taten zuerst durch Bücher erfahren, also platonisch.“<sup>10</sup>

Das könnte nun als Gemeinplatz gelesen werden, der bekanntlich die anschlussfähige Formulierung seines Gegenteils schon einkalkuliert<sup>11</sup> - und tatsächlich lässt sich das Gegenteil leicht auffinden. Zu seiner Entdeckung von Joris Karl Huysmans Werk im Ersten Weltkrieg schreibt Jünger etwa am 5. Februar 1983 lapidar:

„Aber ich meine, dass ich bei Guillemont mehr gelernt habe“<sup>12</sup>

- und zitiert damit eine berühmte und berüchtigte Schlacht dieses Krieges als einen noch größeren Lehrmeister seines Lebens.

Man könnte das Bekenntnis des Hundertjährigen zum Platonismus der Lektüre aber auch einfach als Untertreibung lesen, was sein Engagement in der wirklichen Wirklichkeit angeht. Doch Jüngers Selbsteinschätzung als Leser hat noch in einer dritten Hinsicht einiges für sich: Diesem Bekenntnis entspricht nämlich ein Werk, dessen Umfang – allein als Aufreihung der produzierten Buch- und Essaytitel – im Jahr 1996 ein in seiner letzten Auflage 350 Seiten starkes Buch füllt.

Daraus kann man nur den Schluss ziehen, dass sich Lesen und Schreiben irgendwie gegenseitig bedingen, durchdringen und abwechseln, da ansonsten selbst die Zeit eines hundertdreijährigen Lebens für ein solches Riesenwerk zu knapp bemessen wäre. Lesen wird wohl zum operativen Kern des hochgebildeten, man darf sagen: ‚gelehrten‘ Werks des berühmten Autors gehört haben.

Technischer heißt das: Der Mann hat wahrscheinlich - eben wie ein Gelehrter – unentwegt studiert, exzerpiert, angestrichen oder ‚herausgezogen‘, wie er selbst es gerne nannte. Und er tat dies nachweislich nicht nur für sich, sondern auch für die ‚Schreiballianz‘ oder ‚wahre Bruderschaft‘ mit Friedrich Georg. Er tat dies auch nicht nur *bei* sich, sondern auch gemeinsam mit auserwählten Gesprächs- und Lektürepartnern. Ernst Jünger war

<sup>10</sup> Ernst Jünger, Siebzig verweht V (1991 – 1995), Stuttgart (1997), S.168.

<sup>11</sup> Vgl. z. B. Wolfgang Groddeck, Reden über Rhetorik. Zu einer Stilistik des Lesens, Basel (1995), S.52.

<sup>12</sup> Ernst Jünger, Siebzig verweht III (1981 – 85), Stuttgart (1993), S.249.

sozusagen Mitglied von Exzerpt- und Studiengemeinschaften, zu deren innerstem Kreis auch jener Leipziger Privatdozent für Philosophie Ernst Hugo Fischer (1897 – 1975) gehörte.<sup>13</sup>

Ich möchte das zuerst mit einer von mir exzerpierten Stelle aus dem 1943 erschienenen norwegischen Reisetagebuch in Briefen namens ‚Myrdun‘ veranschaulichen. Diese Reise unternahm Ernst Jünger gemeinsam mit Fischer. Unter dem Datum des 31. Juli 1935 schrieb Ernst Jünger dem Bruder Friedrich Georg darin:

„Zunächst möchte ich Dein Herz durch drei stoische Sätze erfreuen. Chrysisippos: Das Verlassen des Lebens wird den Tüchtigen in vielen Fällen zur Pflicht. Seneca: Die Götter geben uns alles umsonst. Hekaton: Wenn die theoretische Tugend der Selbstbeherrschung vorhanden ist, so stellt sich als notwendige Folge der Zustand der Gesundheit ein, wie beim Bau eines Gewölbes Kraft hinzutritt. Besonders diesen letzten empfehle ich Dir, sowohl zur Lehre wie auch als Muster eines durch und durch, und nicht nur an einem Punkte, richtigen Vergleichs.“<sup>14</sup>

Die Fortsetzung des Zitats klärt uns dann detailliert über das Zustandekommen des Exzerpts und die Technik des Exzerprierens auf:

Wie du bereits erraten hast, sitzt der Magister wieder über seinen Zitaten und Auszügen. Er gleicht in dieser Arbeit einer Mörtelbiene, die von allen Saampfaden des Geistes Steinchen um Steinchen zusammenträgt. Dann wird ein vollwichtiger Vorrat ausgesiebt und mit köstlichen Sekreten ein Opus daraus aufgebaut. Ich wiederum beschmause ihn dabei.“<sup>15</sup>

Interessant ist, dass in diesem kurzen zusammenhängenden Textausschnitt die eigene literarische Stellen-Politik zunächst von der akademischen abgesetzt wird. Das gelehrte Tun wird hier mit der akademischen Figur und dem akademischen Namen des oder eines *Magisters* belegt. Jünger selbst beschreibt sich lediglich als geniesserischen Tischgenossen dieses gelehrten Treibens und verspeist oder vorverdaut dabei einige besonders köstliche Bissen – in diesem Fall für den Bruder.<sup>16</sup>

Der freie Feinschmecker wohnt dem Tun eines manischen Fleißarbeiters mit Interesse, Gewinn und Lust bei – im Dienste eines anderen. Die Zitate sind hier aus Jüngers Sicht als *Bissen* Grundlage für einen *Zufallsschmaus*.

Diese Absetzung erklärt sich nicht einfach aus der Tatsache, dass Hugo Fischer Privatdozent und Ernst Jünger gastrosophisch interessierter Studienabbrecher war. Auch eine grobe kulturkritische Scheidung des trockenen Gelehrten vom feinschmeckerisch-

---

<sup>13</sup> Vgl. Bernhard Gajek, *Magister - Nigromontan - Schwarzenberg. Ernst Jünger und Hugo Fischer*. In: *Revue de littérature comparée* 71, no.4, 1997, p. 479-500 und 540f.

<sup>14</sup> Ernst Jünger, *Myrdun. Briefe aus Norwegen*. Einmalige Feldausgabe für die Soldaten im Bereich des Wehrmachtbefehlshabers in Norwegen (1943), S.53.

<sup>15</sup> Ernst Jünger, *Myrdun. Briefe aus Norwegen*. Einmalige Feldausgabe für die Soldaten im Bereich des Wehrmachtbefehlshabers in Norwegen (1943), S.53.

<sup>16</sup> Die Metaphorik von Essen und Lesen beleuchtet und versammelt in vielerlei Hinsicht der schöne Aufsatz von Paul Goetsch, *Von Bücherwürmern und Leseratten. Der Motivkomplex Lesen und Essen*, in: *Literaturwissenschaftliches Jahrbuch* 37 (1996), S.381 – 406.

intuitiven Jäger und Aufleser exquisiter geistiger *Brocken* – eine Wendung Hamanns<sup>17</sup> – ist hier nicht Jüngers Sache.

Der auf das Temperament zielende kulturkritische Verrocknungsvorwurf gegenüber dem *Magister* fällt sogar umgehend auf den Beobachter und Briefeschreiber Ernst Jünger zurück. Keineswegs – wie wir jetzt schon sehen – möchte Jünger dem gelehrten *Magister* Hugo Fischer die etwas despektierliche ‚unermüdlich Steinchen zusammentragende Mörtelbiene‘ allein anlasten.<sup>18</sup> Der Mörtel stammt schließlich aus dem Wortfeld des Bauens im gerade zitierten Satz Hekatoms, den der Briefschreiber dem brüderlichen Adressaten ja ausdrücklich als Lehre und sogar Muster eines durch und durch ‚richtigen‘ Vergleichs empfiehlt.<sup>19</sup>

Wenige Seiten später benutzt er denn auch genau dieses Bild des ‚unermüdlichen Steinchen-Zusammentragens‘, um sein eigenes Schreiben und Arbeiten zu illustrieren. Ein Faust-Zitat leitet diese Fortsetzung ein. Dann beschreibt Jünger sein eigenes schriftstellerisches Tun als ein laufendes Zitieren und Kommentieren in genau jenen Termini des bienenfleissigen Bauens, die er zuvor auf das manisch-akademische Exzerpieren des *Magisters* verwandte:

„Der Rat des Mephisto: ‚Ernähre dich mit ungemischter Speise ...‘ ist wirklich nicht schlecht, nur scheint mir, daß der Mensch von heute dergleichen ebenso ungern hört wie Faust. Wie du siehst, kann es mir so schlecht nicht gehen, denn ich schiebe schon wieder die Steinchen hin und her. Freilich ist meine Aussicht, das Mosaik zu vollenden, besonders gering, da ich allzu gern auch die schon gesetzten Stellen wieder einreiße. Doch ist in den Lettern eine höhere Vernunft als in allen Büchern der Welt. Während ich das Zimmer hüte, ergötzen sich Celsus und der Magister in den Fischgründen. Ich spreche indessen der Hausbibliothek zu und bin an den Jahrgang 1836 des Brockhaus’schen Pfennigmagazins geraten, der eine Fundgrube von Kuriositäten ist.“<sup>20</sup>

Gegen Ende des Zitats haben sich die Verhältnisse also geradezu umgekehrt: Der erzgelehrte Magister ‚ergötzt sich in den Fischgründen‘ – und der geniesserisch-faule Gelegenheitsaufleser verschiebt unermüdlich Zitatsteinchen und spricht bezeichnenderweise einem ‚Pfennigmagazin der Hausbibliothek‘ zu.

---

<sup>17</sup> Vgl. Hamanns Früh-Schrift ‚Brocken‘ von 1758 mit dem biblischen Motto: ‚Sammet die übrig bleibenden Brocken dass nichts umkomme‘ (Joh. VI. 12).

<sup>18</sup> Ingo Stöckmann steckte in der Diskussion meines Beitrags den rhetorikgeschichtlichen Rahmen dieses Bildes glänzend ab und betonte, dass „Jünger überdeutlich das seit Seneca (und bis ins 18. Jahrhundert) begleitende Bienen-Gleichnis paraphrasiert, also eine topisch-inventive Lese- und Produktionsvorstellung reproduziert, nach der die Bienen gleichnishaft den Blütenstaub aufnehmen und in etwas Eigenes transformieren, wie der topische Leser im Rahmen der rhetorischen *exercitatio* bzw. *aemulatio* Texte sammelt, um sie zu einem eigenen Entwurf zu vereinen und um Vorgängertexte zu überbieten. In den Barockpoetiken gibt es dazu umfängliche Produktionskataloge, nicht zuletzt die Warnung, die gefundenen Stellen nicht unverdaut wieder ‚herauszukotzen‘ (S. von Birken, 1679).“

<sup>19</sup> Das Metaphernfeld des *Bauens* und *Baus* hat Dolf Sternberger schon 1933 als konstitutive kulturkritische Metaphorik für die Philosophie Martin Heideggers analysiert. Diese Untersuchung sei hier aufgrund der zeitweisen Nähe zwischen Jünger und Heidegger ausdrücklich in diesem Zusammenhang erwähnt: D. Sternberger, *Der verstandene Tod. Eine Untersuchung zu Martin Heideggers Existenzial-Ontologie* (1932/34), in: Ders., *Über den Tod*, Frankfurt/M. (1981), S.69 – 265, hier: S.162ff.

<sup>20</sup> E. Jünger, *Myrdun. Briefe aus Norwegen. Einmalige Feldausgabe für die Soldaten im Bereich des Wehrmachtbefehlshabers in Norwegen* (1943), S.71f.

Das ist subtile Ironie, das ist freundschaftlicher Respekt vor Hugo Fischer und das ist *zugleich* der Hinweis auf eine Position von Jüngers Zivilisations- und Kulturkritik, die in den einfachen etablierten Gegensätzen der Kulturkritik nicht aufgeht. Der seit langem zu ihrem festen Bestand gehörende Gegensatz vom ‚Staub der Bücher und dem Saft des Lebens‘ wird also schon im Text selbst aufgelöst. Es bleibt – als Inhalt der Kulturkritik – jener Gegensatz von ‚den Lettern und den Büchern‘.

Doch auch damit sind wir schnell fertig: Die ‚Lettern‘, die den Büchern angeblich kraft einer ‚höheren Vernunft‘ überlegen sind, entsprechen Jüngers Idee einer umfassenden Physiognomik – und damit einer umfassenden Lesbarkeit der Welt aus einer gewissen Höhe der Beobachtung.<sup>21</sup> Die erhoffte ‚Verletterung‘ ist Jüngers Antwort auf die in meinem Titel zitierte ‚Verzifferung‘. Einer befürchteten inhaltlichen Tendenz der modernen Welt wird mit einer beweglichen und aktiven Wahrnehmung begegnet, die noch den abgeschlossenen Büchern überlegen scheint.

### III.

Soviel zu den Inhalten der Kulturkritik: Schwieriger scheint es mir mit jenem aus lauter ‚Zitatsteinchen zusammengetragenen unvollendeten und unvollendbaren Mosaik‘ zu liegen. So hat Jünger sein Werk zur selben Zeit charakterisiert. Diese Metapher, die den abgeschlossenen *opera* des *Magisters* Hugo Fischer gegenübersteht, konturiert Jüngers besondere kulturkritische Position deutlicher als schriftstellerische Technik, d. h. in diesem Fall als Variante der Stellenkommentierung und Stellengewinnung.

Die Metapher zeigt überdies 1943 eine formale Eigenheit an, die den eigentlichen Beginn des diaristischen Riesenwerks Ernst Jüngers ankündigt – wie es sich dann seinen Weg durch die spätere Bundesrepublik Deutschland bahnt. ‚Gärten und Strassen‘ erscheint 1942, ‚Aus der Goldenen Muschel‘ 1944 und ‚Atlantische Fahrt‘ 1947 bzw. 1949. Hier wird endgültig eine Kette von Tagebüchern angesponnen, die eine Verlagerung des schriftstellerischen Schwerpunkts ankündigt – und sie rückt so Jünger schon in die Position eines *Kommentators* der zweiten Jahrhunderthälfte.

Vielleicht kann man von hier aus, also vom Aussichtspunkt eines sich ankündigenden neuen Formatschwerpunkts, auch gut einen Blick auf die zivilisationskritische schriftstellerische Methodik werfen. Die ständige Arbeit am Tagebuch und vor allem ihre ständige rückwirkende Überarbeitung und verspätete Herausgabe – während die eigentlich zu verzeichnende und kommentierende Zeit ja voranschreitet – ist dieses unvollendbare Mosaik. Bleiben für meine Analyse noch die *Steinchen* oder *Citate* übrig, die Jünger – wie er selbst ironisch bemerkt – genauso ‚fleißig‘ wie der *Magister* verbaut und hin- und herschiebt.<sup>22</sup> Kommen wir also auf das von ihm sogenannte *Herausziehen von Stellen* und seinen Zusammenhang mit der Kulturkritik zurück: Genaugenommen nämlich sind die drei an Friedrich Georg adressierten Sätze der *Stoa* ihrerseits ein Exzerpt der magisterhaften Exzerpte Fischers und avancieren in ihrer geschickten Zusammenstellung zu Motti des Tex-

---

<sup>21</sup> Vgl. Verf., *Gesicht, Gestalt, Ornament: Überlegungen zum epistemologischen Ort der Physiognomik zwischen Hermeneutik und Mediengeschichte*, in: *Deutsche Vierteljahresschrift f. Literaturwissenschaft u. Geistesgeschichte*, 74. Jg., H.1 (2000), S.84 – 110.

tes, ja, man könnte sagen, zu Motti des zum Zeitpunkt der Reise geführten Lebens der Protagonisten Jünger und Fischer. Das sind sie zumindest, wenn sie als ein im Jahre 1943 veröffentlichter Kommentar zum 1935 geführten Leben gedeutet werden: Zwei Jahre nach der Norwegen-Reise emigrierte Hugo Fischer nach Oslo, von wo aus er 1940 nach England ging und schließlich 1949 eine Gastprofessur in Benares (Indien) übernahm.<sup>23</sup>

Doch schnell zurück vom ‚Hin-und-Her-Schieben‘ durch Emigration und Flucht zum ‚Hin-und-Her-Schieben der Citat-Steinchen‘, zum sisyphoshaften Bau an diaristischen Textmosaiken. Das Stellen-Finden oder Stellen–Nennen wird von Jünger immer wieder naturalisiert - denken wir nur an die ‚Fischgründe‘ und ‚Fischzüge‘ oder an die ‚Subtilen Jagden‘ und das ‚Botanisieren‘. Die Stellenaufnahme bzw. Stellenverarbeitung wird immer wieder gastrosophisch oder auch architektonal überformt – zu nennen sind etwa das ‚Schmausen‘ oder der ‚Gewölbebau‘.

Wenn diese Arbeit tatsächlich einmal ‚Studium‘ genannt wird, dann werden gerade nicht Bücher studiert, sondern ‚Ereignisse‘ oder ‚Phänomene‘. Man denke nur an das berühmte ‚Studium der Attentate‘ in den 1949 veröffentlichten ‚Strahlungen‘, das einer Unterredung mit Karl Heinrich von Stülpnagel über die Möglichkeit des Tyrannenmords an Hitler vorausging.<sup>24</sup>

Die gelehrte Methode, als operativer Kern des Schreibens, wird bei Jünger in Natur- oder Baugeschichte, in Physiologie oder Weisheitswissen, in Gastrosophie oder Existenzielles übersetzt. Systematisches Exzerpieren kommt nicht vor. Gerade deshalb möchte ich die von ihm in der Bausteine- und Bienenbildlichkeit angedeutete Überschneidung zwischen der Tätigkeit des Gelehrten und der Tätigkeit des Diaristen für seine spätere Kommentartätigkeit in *politicis* hervorheben.

#### IV.

Kultur- bzw. Zivilisationskritik als Medien- bzw. Technikkritik ist ja nicht einfach ein gesonderter Teil des Jüngerschen Werks, den einzelne Titel dann besonders eindrucksvoll und plausibel abdecken –wie etwa der ‚Arbeiter. Herrschaft und Gestalt‘ von 1932 oder ‚Philemon und Baucis. Der Tod in der mythischen und in der technischen Welt‘ von 1972. Kulturkritik ist auch nicht einfach ein unvermeidliches, der Zeit, der Erziehung oder dem Charakter geschuldetes besonderes Aroma in Jüngers Werks, um in der gastrosophischen Metaphorik zu sprechen.

Kulturkritik ist aber auch keine spezifische geisterhafte Partizipation an einem *Diskurs* seit Rousseau oder Eichendorff, seit William Morris oder Ezra Pound.<sup>25</sup> Es kann auch nicht darum gehen, diese Partizipation an einem übergeordneten kulturkritischen Dis-

---

<sup>23</sup> Im Jahr 1956 kehrte Hugo Fischer in die Bundesrepublik Deutschland – auf eine außerplanmäßige Professur an die Universität München – zurück. Aus der bewegten und für die ‚Nationalrevolutionäre Gruppe‘ aufschlussreichen Biographie Hugo Fischers sind leider nur wenige Phasen in Umrissen bekannt, erforscht und bearbeitet ist so gut wie nichts. Vielleicht wird sich das mit der Veröffentlichung seines Briefwechsels mit Ernst Jünger einmal ändern, die zumindest denkbar ist.

<sup>24</sup> Vgl. (aus intimer Kenntnis der Gespräche) Wilhelm von Schramm, Der 20. Juli in Paris, Bad Wörlshofen (1953), S.20f.

<sup>25</sup> Vgl. Verf. (Art.) ‚Kulturkritik‘, in: Ansgar Nünning (Hg.), Lexikon literatur- und kulturwissenschaftlicher Grundbegriffe. Ansätze – Personen - Grundbegriffe, 4. überarb. u. erw. Ausg., Stuttgart: Metzler (2008), S.398f.

kurs mithilfe von Stellen mal in diese, mal in jene Richtung zu belegen. Jünger abwechselnd mal mehr des ‚Rousseauismus‘ und mal mehr des ‚Spenglerismus‘ zu bezichtigen, hilft allein schon deshalb nicht weiter, weil die Stellenverwaltung und -verschaltung Grundlage des einen wie des anderen wäre.

Mein Vorschlag wäre, dass ‚fleißige Mörtelbienchen‘ als Schnittpunkt von Gelehrsamkeit und Zeitdiagnostik ernst zu nehmen, zu denaturieren und damit die Stellenarbeit Jüngers zu beschreiben. Das hiesse allerdings für mich, dass das notorisch zu späte diaristische Riesenwerk keine ‚Bruchstücke einer einzigen gewaltigen Confession‘ liefert, dass es auch keine ‚einzigartige zusammenhängende Chronik des 20. Jahrhunderts‘ ist, sondern dass es – wie schon oft vermerkt wurde – in erster Linie ein Lektüretagebuch ist und sich sein Aus- und Aufbau aus einer spezifischen Arbeitsweise ergibt.

Marshall McLuhan hat eine solche Technik in seinem Buch über ‚The Classical Trivium‘ von 1943 beschrieben, die ich hier zur weiteren Analyse anführen möchte. Ein enzyklopädisches Wissen, schreibt McLuhan, wird dabei „um basale Themen oder Örter der Argumentation“<sup>26</sup> gruppiert. Wenn man die Jüngerschen Tagebücher in diesem Sinne als eine Topik, als eine Kette von Topikbüchlein beschrieb, müssten sie von folgenden offen oder versteckt liegenden Überschriften dominiert werden: ‚Über die Lage‘, ‚Über die Gefahr‘, ‚Über den Schmerz‘, ‚Über den großen Verzehr‘, ‚Über die Verzifferung‘, ‚Über die Uniformierung‘, ‚Über das Leben als Prüfung‘ usw.<sup>27</sup>

Das ginge auch gut mit dem Eindruck zusammen, dass diese Tagebücher – gerade der bundesrepublikanischen Zeit – bis heute massenhaft Stellen aus Korrespondenzen, anderen Tagebüchern, Zeitungen, Gedicht- und Essaybänden, Fachbüchern etc. speichern. Damit das aber nicht allzu deutlich wird, heißt der *modus operandi*, mit dem die Stellen dann eingeführt, aneinandergesetzt, paraphrasiert und zugeordnet werden, oft auch überraschend anders: Z. B. ‚Straßenstudien‘, ‚subtile Jagd‘, ‚Fischzug‘, ‚Kuriositätenfund‘, ‚Wachtraum‘ usw. Auch das Tagebuch-Format, in das diese Einträge eines distanzierenden Zeitdiagnostikers überführt werden, ist vermeintlich ganz der verstreichen Zeit der modernen Welt und nicht den festen Örtern der gelehrten Lektüre verpflichtet.

Das hat viele Vorteile: Das Provisorische dieses Arbeitens wird nicht dem Format, sondern den Zeitläuften, der *Moderne*, angerechnet und so stapeln sich die Stellen auch nicht vorläufig unter den entsprechenden Rubriken in einem Hilfsformat für eine eventuelle spätere Verwendung in ausufernden Traktaten wie dem ‚Arbeiter‘ von 1932 oder dem ‚Waldgang‘ von 1951. Sie gehen vielmehr als *soziologisierte Örter* in ein *per definitionem* fortlaufendes Diarium ein, zu dessen Veredelung und Kanonisierung als Gattung der Autor wesentlich beigetragen hat.

Die fortlaufende Lektüre, die dem Tagebuch ganz offensichtlich mehr als das Reisen oder das bloße Beobachten zugrundeliegt, wird dabei entweder zur Lektüre von ‚wirklichen Oberflächen‘ und ‚zoologischen Mikrowelten‘ physiognomisch transzendiert, oder jene aus der Lektüre hervorgehenden Stellen werden in laufend unterbrochene kulturkritische

---

<sup>26</sup> Marshall McLuhan, *The Classical Trivium. The Place of Thomas Nashe in the Learning of his Time* (1942), hg. v. T. Gordon, Corte Madera (2006), S.41.

<sup>27</sup> Dazu ausführlich das Kap. ‚Topik‘ in Verf., *Über den Schmerz. Eine Untersuchung von Gemeinplätzen*, Berlin (1999), S.72 – 111.



Teilerzählungen wie jene ‚Über die zunehmende Abstraktheit und Verzifferung der Welt‘ integriert und damit tatsächlich im Tagebuch elegant untereinander verbunden.

Eines von Jüngers Lieblingsbildern, dasjenige von „Archipelen von submarinem Zusammenhang“<sup>28</sup>, das er beispielsweise auf die eigene Schreibpraxis oder auch auf Hamanns Gesamtwerk anwendet, ist so ein genauer Spiegel seines Exzerpierens und seiner Stellenpolitik, die meines Erachtens auch den Schlüssel zur Struktur der Kulturkritik darstellt.<sup>29</sup> Das Bild ist seinerseits eine Fortschreibung eines von Hamann verwendeten Bildes, mit dem jener – im Namen des Sokrates – Leser forderte, „welche schwimmen könnten“.<sup>30</sup>

Die ‚kritischen Orte der Moderne‘ stünden dann nämlich zuerst als Überschrift im *Commonplacebook*, bevor sie in die Wirklichkeit hineingesehen werden.<sup>31</sup> Werden sie häufig genug aufgefunden und treten sie dann in die insinuierten submarinen Erzählsammenhänge, dann sind sie vor den Augen der Leser ‚soziologische Wirklichkeit‘ und ‚zeitdiagnostisches Kommentarwerk zur Bundesrepublik Deutschland‘ geworden.

Diese Vertauschung von Beobachtung bzw. Erfahrung und Lektüre hat ihren Niederschlag im Tagebuchwerk des Autors durchaus gefunden: Schauen wir auf das Tagebuch der ‚Atlantischen Fahrt‘. Es erschien mit der Gründung der Bundesrepublik 1949 in einem Tübinger Verlag, nachdem seine Erstausgabe 1947 noch mit dem Vermerk ‚nur für Kriegsgefangene‘ in England gedruckt wurde.

Fast gegen Ende des Reisetagebuchs lesen wir zur Technik des Exzerpierens zunächst folgendes, uns schon Bekanntes:

„Vormittags noch recht schöner Sonnenschein, den ich auf dem Promenadendeck genoß. Nachts Lichter an der Küste von Spanien. Lektüre: Gregorovius, ‚Wanderjahre in Italien‘. Zum ersten Male vertiefte ich mich in diese Prosa, die ruhig und mit sicherer Kraft vorwärtsschreitet und so der Landschaftsschilderung im besonderen angemessen ist. Ein Kabinettstück ist das Kapitel über Capri. Zog zwei Zitate für Friedrich Georg aus – das eine betrifft Apollo, das andere die Ironie.“<sup>32</sup>

Um zu erfahren, dass 1936 ‚nachts Lichter an der Küste von Spanien‘ glommen, müssen wir das Reisetagebuch der ‚Atlantischen Fahrt‘ von 1949 sicher nicht unbedingt lesen. Interessanter ist der Hinweis auf die Lektüre, die mit Exzerpten für Friedrich Georg endete,

---

<sup>28</sup> Aphorismus Nr. 65 des ‚Epigrammatischen Anhangs‘ in der Erstausgabe von ‚Blätter und Steine‘ lautet: „Hamann denkt in Archipelen von submarinem Zusammenhang.“ [E. J., Blätter und Steine, Hamburg (1934), S.215 – 226, hier: 222]. Dieser Anhang wurde in den folgenden Auflagen verändert. Die 2. Auflage von 1941 hat u. a. etwa 20 der Epigramme ausgetauscht. Sie führt das betreffende nun als Nr. 87. [Vgl. auch Horst Mühleisen, Bibliographie der Werke Ernst Jüngers (=Veröffentlichungen der Deutschen Schillergesellschaft Bd.47), Stuttgart (1996), S.36].

<sup>29</sup> Vgl. auch Günther Figal, Archipelen von submarinem Zusammenhang. Ernst Jünger als Leser Hamanns, in: O. Bayer (Hg.), Johann Georg Hamann: Der hellste Kopf seiner Zeit, Tübingen 1998, S. 206-216.

<sup>30</sup> Das gesamte Bild Hamanns lautet wie folgt: „Bey dieser Gelegenheit redete Sokrates von Lesern, welche schwimmen könnten. Ein Zusammenfluß von Ideen und Empfindungen in jener lebendigen Elegie vom Philosophen machte desselben Sätze zu einer Menge kleiner Inseln, zu deren Gemeinschaft Brücken und Fähren der Methode fehlten.“ [J. G. Hamann, Schriften, hg. von Friedrich Roth, Berlin (1821 – 1843), Bd.II, S.12].

<sup>31</sup> Vgl. Zu den *Commonplace Books* Edgar Mertner, Topos und Commonplace, in: Strena Anglica. Festschrift für O. Ritter, hg. v. G.Dietrich / F.W.Schulze, Halle 1956, S.178 – 224.

<sup>32</sup> E. Jünger, Atlantische Fahrt, Tübingen (1949), S.87.

dessen Überschriften und Interessen Jünger zeit seines Lebens parat hatte oder sogar teilte: ‚Über die Ironie‘ und ‚Über Apollo‘.<sup>33</sup>

## V.

Wie genau Jünger aber dieses Vorgehen nach vorgefaßten Überschriften reflektierte, zeigt erst - auf derselben Reise - sein kurzer Landgang in Casablanca und ein Ausflug zu einem nahen „auf nichtssagend europäische Weise gebauten Badeort“<sup>34</sup>, wie es in einer etwas platteren Lesart dann kulturkritisch korrekt im Text heißt.

Hier begibt Jünger sich – laut Tagebuch von 1949 - auf ‚subtile Jagd‘ und beschreibt diese dann so:

„Näher am Strande erscheinen die Gewächse der Düne und des weißen Sandes, darunter der hohe Nachtschatten mit den gelben Äpfelchen, der an den Wegen Siziliens so häufig ist und den schon Goethe in seiner ‚Italienischen Reise‘ erwähnt. Hier sind die Früchte bedeutend stärker und reichen an die Größe einer Orange heran. Dies sind die Gründe für die subtile Jagd. Wie immer an solchen Tagen komme ich bereits mit einigen vorgefaßten ‚Ideen‘ und in der Hoffnung, sie zu verwirklichen.“<sup>35</sup>

Das Wort ‚Ideen‘ schreibt er in Anführungsstrichen, denn es sind tatsächlich keine Ideen, sondern die praxisnäheren Überschriften einer kulturkritischen Topik, die ihn leiten. Mit der Lektüre der Goetheschen Reisebeschreibung im Hinterkopf geht es nun an die kunstvolle *Herausziehung* eines Topos ‚aus der Natur‘:

„So möchte ich *Carabus Richteri* erbeuten, den großen blauen Läufer, der nur in der Umgebung von Casablanca heimisch ist. Auch hege ich seit langem den Wunsch, eine der sonderbarsten Lebensmasken der Schöpfung, das Chamäleon, im Felde zu beobachten. Was den *Carabus* angeht, so dauert es nicht lange, bis er mir zum Opfer fällt. Mit dem Chamäleon dagegen will es nicht glücken. Mit dem Auffinden solcher Tiere verhält es sich wie mit gewissen Handgriffen; einmal gelungen, werden sie beliebig wiederholt. Der erste Anblick bricht den Bann und wir gewinnen Augen für sie. Gern hätte ich diesen Zeugen ferner Drachenzeiten einmal im Gezweig gesehen, wo er in kleinen Gruppen auf dem Anstand liegen soll, mit seinen zangenförmigen Füßen, den Teleskopaugen und der Zunge, die aus dem Munde wie ein Kolben aus dem Ventile schießt. Der starre Mechanismus solcher Wesen beunruhigt; man möchte meinen, daß der Tiegel der Schöpfung schon im Erkalten gewesen und so noch eine Reihe von Automaten ausgegossen worden sei.“<sup>36</sup>

Das lebendige Reptil, das hier scheinbar von Anfang an deutlich wichtiger genommen wurde als der engere entomologische Aspekt des *Carabus Richteri*, ist bezeichnenderweise nicht ins Netz gegangen. Da es aber als kulturkritische Überschrift, genauer: als ‚technisch-starre Maskenhaftigkeit des modernen Lebens‘, im Topikbüchlein längst existierte, konnte gerade auch sein Nichterscheinen zum Anlass eines kurzen und ausgefeilten Eintrags werden, der noch im ‚Arbeiter‘ von 1932 ganze Kapitel füllte.

---

<sup>33</sup> Vgl. z. B. Ernst Jünger, *Siebzig verweht IV* (1986 – 1990), Stuttgart (1995), S.161: „Die Automatenwelt ist durchaus nicht-apollinisch; daher spürt sie als ihren stärksten Gegner das Gedicht.“

<sup>34</sup> Ernst Jünger, *Atlantische Fahrt*, Tübingen (1949), S.83.

<sup>35</sup> Ernst Jünger, *Atlantische Fahrt*, Tübingen (1949), S.84.

<sup>36</sup> Ernst Jünger, *Atlantische Fahrt*, Tübingen (1949), S.84f.

Zur Erinnerung: Das Buch vom ‚Arbeiter‘ stand ja ausdrücklich unter dem Vorwort und der Vorgabe der „Einübung ein und desselben Zugriffes“<sup>37</sup>. Auch dieser *Zugriff* dürfte vor allem mittels einer vorgeschalteten Themenliste eingeübt worden sein, selbst wenn Jünger - statt der ‚subtilen Jagd‘ zu frönen - hier pflichtbewußt und zeitbedingt „nach den Regeln des soldatischen Exerzitiums“<sup>38</sup> methodisch vorzugehen gelobte.

Doch noch ein letztes Mal zurück zur ‚Atlantischen Fahrt‘ in der Ausgabe von 1949. Der aggressive militärische Tenor der Modernitätskritik im ‚Arbeiter‘ ist hier ganz in die höchst subtile Aufbereitung des (wie es heißt) ‚im Felde‘ ausgebliebenen Fundes aufgelöst. Wir sehen also, dass diese Topisierung der Natur, die Jünger als vorgefaßte ‚Ideen‘ in Anführungsstrichen ankündigt, de facto eine Weiterführung der Topik darstellt.

Könnte das schreibtechnisch vielleicht heißen, dass, wenn von ‚Straßenstudien‘, ‚militärischen Exerzitien‘, vom ‚Studium der Ereignisse‘ oder ‚Subtilen Jagden‘ die Rede ist, die Eintragungsorter oder Topoi so gefüllt und in der Wirklichkeit verankert werden, bis sie ausschnittshafte kulturkritische Schilderungen des Sozialen ergeben und glaubhaft darstellen?

Die ‚Mörtelbiene‘ aber - als überspannende und aufschlußreiche Metapher solchen Arbeitens - hat in Jüngers Werk bald ausgedient. Genauer: Sie hat irgendwann ausgedient als niedliche Metapher einer fleißig-gelehrten schriftstellerischen Arbeitsweise und wird befördert. Eine Beförderung heißt in Jüngers Hierarchien aber, dass ihr ein *metaphysischer* Stellenwert zugesprochen wird und sie damit als unfreiwilliges Wappentierchen der Topik-Tradition ähnlich unsichtbar wird wie das wandlungsfähige, aber ausgebliebene Chamäleon.

Bevor die Biene dann 1957 im gleichnamigen Buch gänzlich ‚gläsern‘ im Dienste der Technikkritik wird, beendet sie 1949 noch als eine kleine *Notiz* die ‚Atlantische Fahrt‘. In dieser *Notiz* wird aus Jüngers gelehrtem ‚Mosaik des Sisyphos‘ der kulturpessimistische ‚Turmbau zu Babel‘:

„Die Welt nimmt schauspielhaften Charakter an. Es schien mir übrigens in allen Teilen der Erde, die ich berührte, Unruhe fühlbar gleich dem feinen Summen von Bienenstöcken vor dem Schwarm. Hierzu ist auch die fieberhafte Errichtung von Bauten zu rechnen, der ich überall begegnete; sie trägt babylonische Kennzeichen.“<sup>39</sup>

## VI.

Da ich mit Jünger-Zitaten aus seinem hohen Alter begonnen habe, möchte ich – aus Gründen der Symmetrie – nun auch mit solchen schließen. Dem kommt entgegen, dass sich Jünger auch im Alter häufiger in die Werkstatt schauen ließ. Es bleibt ja schließlich noch die Frage zu beantworten, wo das kleine Jüngersche Topikbüchlein etwa sitzt, wenn die Stelle nicht unmittelbar und wörtlich ins Tagebuch eingeht, und wie er sich selbst damit in der Tradition eines solchen Schreibens und Arbeitens verortet. Dazu notiert er:

<sup>37</sup> Ernst Jünger, *Der Arbeiter. Herrschaft und Gestalt*, Hamburg (1932), 3. Auflage, S.7.

<sup>38</sup> Ernst Jünger, *Der Arbeiter. Herrschaft und Gestalt*, Hamburg (1932), 3. Auflage, S.7.

<sup>39</sup> Ernst Jünger, *Atlantische Fahrt*, Tübingen (1949), S. 86.

„Wilflingen, 18. November 1981. Umfangreiche Reisewerke, selbst die eines Humboldt, liest man, vor allem als Don Juan der Bücher, mit Spannung, doch kaum mehr als ein Mal. Man kann nicht alles behalten, gut sind Notizen auf den Leerseiten. Ein Gedankenjäger wie Rivarol hatte einen Beutel für Notizen am Bettpfosten, ein assoziierendes Genie wie Jean Paul stapelte Exzerptheftchen – gewissermaßen als Kanzlist seines geistigen Guthabens. Karl Julius Weber war im zwölfbändigen ‚Demokritos‘ sein eigener Lexikograph. Bei manchen, wie beim Älteren Plinius und beim unermüdlichen Vehse, fragt man sich, wie sie es geschafft haben.“<sup>40</sup>

Als letztes könnte man nun fragen, wie gut Jünger selbst ‚es geschafft hat‘. Man muss festhalten, dass es gelegentlich Probleme mit der Stellenverwaltung im eigenen Werk gab. Auch das Verhältnis zur Bundesrepublik zeigte sich mehr als einmal als ein solches ‚Stellenproblem‘: Unter dem Datum des 5. Februars 1983 ist ein langer Brief an seinen damaligen französischen Übersetzer abgedruckt. Jünger schreibt ihm:

„Es hat lange gedauert, bis ich herausgefunden habe, dass der Kernspruch ‚Ich hasse die Demokratie wie die Pest‘ tatsächlich von mir stammt. Mitarbeiter entdeckten ihn in der Erstauflage des ‚Wäldchens 125‘, er paßt also in meine frühen Zwanziger. Den Text habe ich dann ‚gesäubert‘. Diese Streichungen stammen nicht etwa aus der Zeit nach 1945, sondern geschahen kurz vor oder nach 1933.“<sup>41</sup>

Die Streichung einer Stelle, mit der sich Jünger den Nationalsozialisten zweifellos empfohlen hätte, ausgerechnet zum Zeitpunkt ihrer Machtübernahme, verwandelte Jünger, wie auch die Fortsetzung der zitierten Stelle sofort zeigen würde, nicht automatisch in einen Demokraten für die zweite Jahrhunderthälfte. Die Streichung zeigt aber, dass der Autor ein ‚Gespür für Stellen‘ hatte und genau wußte, daß das ‚Herausziehen‘ derselben von je her sowohl zum Kerngeschäft des entrückten Zeitdiagnostikers wie auch des polemischen Agitators gehörte.

Was schließlich aus der titelgebenden ‚Verzifferung‘ wurde, können wir 1990 seinem Buch ‚Die Schere‘ entnehmen:

„Die Ursachen der Verzifferung sind klimatisch; sie sind unterhalb der politischen Sphäre zu suchen, ja unterhalb der Sprache selbst.“<sup>42</sup>

In einer Art Naturalisierung der zweiten Stufe zog Jünger sich schon früher aus der *Weltgeschichte* in die *Erdgeschichte* zurück, wie er dann am 18. Januar 1981 in Paris diese Rückzugsbewegung bereits resümierend notierte. Damit wechselten nicht unbedingt die Überschriften oder ‚Ideen‘, unter denen er sammelte, aber die Einträge wurden nun anders ausgelegt.

---

<sup>40</sup> Ernst Jünger, *Siebzig verweht III* (1981 – 1985), Stuttgart (1993), S. 96ff.

<sup>41</sup> Ernst Jünger, *Siebzig verweht III* (1981 – 1985), Stuttgart (1993), S.248.

<sup>42</sup> Ernst Jünger, *Die Schere*, Stuttgart (1990), S.53.